

Taschenbücher.

17) **Almanach für 1838.** Den Freunden der Erdkunde gewidmet von Heinrich Berghaus. Mit vier Stahlstichen und sechs Lithographien. Stuttgart, bei Hoffmann. 336 S.

Ein ganz ausgezeichnetes Buch, das den Freunden der Geographie großen Genuß verschaffen wird.

Nach einer Erläuterung der Bilder und Charte (von denen die ersten die Portraits von Belzoni, Drake, Scoresby und Hearne, die Ansichten von Port Natal, dem Missionsposten Bunting und Antiocheia Pisidia, die letzte die Gegenden von Oman in Arabien und die Küste von Neu-Guinea in sich fassen) geht der Verfasser zu „Glücklichen Blicken auf die neuesten Fortschritte in der Erdkunde“ über. Die hier gegebene Uebersicht ist ganz vortrefflich. Keine der neuesten Entdeckungen ist übersehen worden. Mit einem Fleiße, durch den der Verfasser sich bei den Freunden der Erdbeschreibung, wie der Ethnographie, längst die höchste Achtung erworben, hat er Alles gesammelt, was in dieser Hinsicht die letzten Jahre kund geworden. Besonders interessant erschienen uns die Bemerkungen über die Küste von Westpatagonien; dieses, so gut wie noch völlig unbekanntes Land. Hier ist das Land von undurchdringlichen Wäldern bedeckt, die von einem unaufhörlichen Regen gebadet werden. Keine Verdunstung findet statt, jeder Fußbreit Erde, jeder Baum, jedes Blatt, ist ewig naß; nie trocknet dieser Boden. Wahrscheinlich zählt das junge Jahr kaum zehn Tage, an denen es nicht regnet oder schneiet, und nicht dreißig, an welchen die Luft etwas ruhiger als gewöhnlich ist. — Höchst interessant ist der Aufsatz: Ueber die vulkanischen Erscheinungen, insbesondere die vulkanischen Ausbrüche. Von besonderer Wichtigkeit sind die, dem berühmten Geologen von Buch entlehnten Bemerkungen. Neu und von großem Interesse sind die hier vorkommenden Ansichten über Basaltformationen, so wie endlich die aus dem nächstens erscheinenden 2ten Theile von Ermans historischem Bericht seiner Reise um die Erde, entlehnten „Sibirischen Reisebilder“. Wir lernen hier das Lena-Thal bis Jakuzk auf's Gründlichste und in den verschiedensten Be-

ziehungen kennen. Die Entdeckung von Antiocheia in Pisidien wo den Heiden zuerst das Evangelium gepredigt wurde, beschließt die ausgezeichnete Schrift, die wir jedem Freunde der Geographie aufs Dringendste empfehlen.

E. v. Bachsmann.

18) **Rheinisches Taschenbuch auf das Jahr 1838.** Herausgegeben von Dr. Adrian. Mit 7 Stahlstichen. Frankfurt a. M., Sauerländer. XXIV und 362 S.

Das wohlgetroffene Portrait des Herausgebers zielt den Titel, dann folgen 7 englische, sehr schöne Stahlstiche, welche durch eine kleine Erzählung, des Schottländers Brautschau, recht geschickt zu einem Ganzen verbunden sind.

Die Sardinierin, von Adrian, ist ein ungemein lebendiges Genrebildchen mit dunklen Farben ausgemalt. Mit um so heitern stellt sich daneben sogleich ein zweites, der Brigittenkirchtage in Wien dar. Otto Müllers Erzählung, die Mondblume, malt in dem armen Mondsüchtigen Johannes ein tiefergreifendes Bild, und erfüllt uns mit tiefer Rührung über sein unverschuldetes schmerzliches Schicksal. Nun folgen wieder zwei kleine — Episoden möchten wir sie nennen — die Seeräuber, Reiseabenteuer einer jungen Engländerin, und der Hermaphrodit, Scenen aus dem Leben eines Künstlers. Das erste scheint dem Englischen nacherzählt, das zweite greift mit deutscher Sonde in das Gemüthsleben eines Plastikers, und die kleine Anekdote auf welche es basirt ist, giebt Gelegenheit zu eben so sinnigen Betrachtungen wie tiefen Auffassungen aus der innern Werkstatt der Phantasie wie des Gefühls. Schon früher hat uns Adrian Sagen aus Irland mitgetheilt, welche allgemein interessirten. Die hier aus dem Süden jenes Landes erzählten, werden es gewiß auch, da sie einen vollständig ausgeprägten nationalen Charakter an sich tragen.

Der letzte und größte Aufsatz dieses Taschenbuchs ist überschrieben, die Tochter des Blizes. Novelle von Ludwig Storch. Sie spielt an den Ufern der Gironde in den Zeiten vor und während der Revolution. Wir haben ein wunderbares, mit Seherkraft begabtes,

zartätherisches, aber wenn der Geist sie erfasst, männlich kräftiges Mädchen als Hauptheldin vor uns, um die sich Klostermönche, Schiffer und Wollüstlinge, Deputirte und andre eigenthümliche Erscheinungen gruppiren; kein Wunder also, wenn bei der bekannten Geschicklichkeit dieses Novellisten, seinen Gestalten Leben einzuhauchen, dem Merkwürdigen der Zeit und der trefflich geschilderten Scenerie, das Ganze bis zum Ende fesselt und unterhält.

Michael Beer's Briefwechsel. Herausgegeben von Eduard von Schenk. Leipzig, Brockhaus. 1837. gr. 8. VI und 281 S.

Wer den leider so frühzeitig verstorbenen Dichter Michael Beer persönlich kannte, fühlte sich, außer durch Achtung für seinen wahrhaft poetischen Genius, auch durch Liebe zu seinem trefflichen Herzen, zu ihm hingezogen. Wohlwollen und Bescheidenheit waren die Grundzüge seines Charakters, und wie sie in allen seinen Worten und Thaten sich kund geben, so spiegeln sie sich auch in seinen vertrauten Briefen wieder. Der innigste Freund des Verewigten, Eduard von Schenk, hat daher nicht nur den nähern Bekannten desselben, sondern auch der ganzen Literatur einen Dienst geleistet, indem er eine Reihe von Briefen veröffentlichte, welche derselbe vom Jahre 1827 an bis zu seinem Hinscheiden mit Karl Immermann in Düsseldorf wechselte; denn wenn es auf der einen Seite ein Gewinn für dieselbe ist, die edelsten Charaktere derer, die sich ihr widmen, in helleres Licht hervorstreten zu sehen, so enthalten auf der andern diese Briefe von beiden Schreibenden so viele geistreiche Beobachtungen, Untersuchungen, Beurtheilungen und Bemerkungen, daß auch in dieser Hinsicht dieser Briefwechsel zu den erfreulichsten und belehrendsten gehört.

Nach 2 Briefen von M. Beer an den Herausgeber gerichtet, sind die noch übrigen hier mitgetheilten 56 allein zwischen dem Dichter des Struensee und Karl Immermann in Düsseldorf gewechselt worden, was wohl auf dem Titel näher zu bezeichnen gewesen wäre, indem sonach zu hoffen, daß diese Briefe nicht die einzigen seyn werden, welche wir aus der Feder M. Beers erhalten sollen, da er ja noch mit so vielen andern bedeutenden Zeitgenossen in reger schriftlicher Verbindung stand. Was aber diesen Briefen, wie sie vor uns liegen, um so mehr Werth für die Literatur giebt, ist dieß, daß sie sich weniger mit persönlichen Zuständen, politischen Beziehungen oder andern fremdartigen Dingen beschäftigen, sondern hauptsächlich literarische Erscheinungen wie Verhältnisse betreffen. Es ist rührend zu lesen wie Beer

und Immermann sich immer mehr verstehen lernen und aus einer anfangs nur entfernten Berührung nach und nach das innigste auf gegenseitige Achtung sich gründende Freundschaftsband geschlossen wird. Sie haben dann kein literarisches Geheimniß mehr vor einander und theilen sich Gedanken wie Absichten, Urtheile wie Pläne, Lob wie Tadel mit einer unbefangenen Herzlichkeit mit, die einen besondern Reiz dieser Briefe ausmacht.

Es dürfte schwer fallen aus dem reichen Stoffe der darin aufgehäuft liegt, Einzelnes herauszuheben, und für den einen Leser wird dieß, für den andern ein anderes sich als besonders anziehend darstellen, doch sey uns vergönnt, auf Einiges aufmerksam zu machen, wodurch wir eben besonders gefesselt, erbaut und angezogen wurden. Wir rechnen aber dahin in den Immermann'schen Briefen S. 37 flg. dessen „polemisch-didaktische Diatribe“ über seinen Friedrich Barbarossa; S. 67 über die Anforderungen der historischen Schule an die Tragiker (wobei er äußert, daß ihm vieles in Shakespeares historischen Stücken nur wie dialogische Chronik vorkomme); S. 78 f. Bemerkungen über M. Beers Struensee; S. 100 über Goethe's und Schiller's Briefwechsel; (Immermann sagt da ausdrücklich, er fürchte, daß unsre Zeit keinen Dichter, im höchsten Sinne des Worts, hervorbringen könne,) S. 116 über die sogenannte Nachahmung, so ein Schreckbild der neusten verkehrten Tage; S. 141 f. über die Neigung unsrer Zeit zur Musik; S. 158 f. über Tragödie und warum sie bei uns kein nachhaltiges Interesse gewinnen könne; S. 261 Cotta's Aeußerungen über den deutschen Buchhandel u. Aus den M. Beer'schen Briefen bemerken wir besonders S. 122 Don Juan im ital. Theater zu Paris; S. 128 über den Nachtheil der Tragödie im Kampfe mit einer Reihe von Opern wie Don Juan; S. 132 über Schiller's und Goethe's Briefwechsel; (dieser übte „eine so zermalmende Liebeerregende Wirkung über M. Beer aus, daß er mit dieser Lectüre sehr haushalten mußte, um nicht in Unwillen gegen sich selbst und in Trübsinn zu gerathen.“) S. 135 über die Vortrefflichkeit des Beaumarchais'schen Lustspiels Les noces de Figaro. S. 171 das höchstkomische Gedicht auf Heine's Buch der Liebe, das wir hier ganz mittheilen wollen.

Den Gärtner nährt sein Spaten,
Den Bettler sein lahmes Bein,
Den Wechsel seine Ducaten,
Mich meine Liebespein.

Wie bin ich Dir so verbunden,
Mein Lieb, für Dein treuloses Herz;
Ich hab' viel Geld gefunden
Und ruh' nun in Liebeschmerz.

Nun sitz' ich bei der Lampe
Und singe das Leid, das mich traf;
Es ist erschienen bei Gampe
In Hamburg in klein Octav.

S. 182 Urtheil über Raumer; S. 242 über Immermanns Bojaren; (so freimüthig, daß Immermann deshalb selbst S. 260 ein Extrablatt für nöthig fand) u. s. w.

Doch jeder lese selbst und wähle. Auch das Aeusere des Werks ist ansprechend. Th. Pell.

Lieder und Gedichte von Ida Gräfin Hahn-Hahn. Berlin, Posen und Bromberg, bei Ernst Mittler, 1837. (180 S. brosch. 8.)

Wenn in unserem Deutschland noch jener Enthusiasmus für metrische Poesie herrschte, wie in den letzten Decennien des vorigen und im ersten des jetzigen Jahrhunderts, so würde der Name Ida von Hahn von den Lippen aller Gebildeten genannt und gefeiert werden, so würde ihr Ruf nicht bloß ein literarischer, sondern ein nationaler seyn. Zwar hat die geistvolle Dichterin, die uns schon mit drei Gaben früher beschenkte, in den vorzüglichsten kritischen Blättern eine gebührende Anerkennung gefunden, aber wird es auch die Nation anerkennen, daß sie an ihr eine deutsche Sappho besitzt? — Die Masse des Mittelmäßigen und Erkünstelten hat den Sinn des Publikums für metrische Poesie abgestumpft; es hat sich eine gewisse Skepsis in ihm ausgebildet, die überhaupt nicht glaubt, daß in unsern Tagen noch etwas Neues und Treffliches entstehen könne; es läßt sich die legitimen Notabilitäten des deutschen Parnasses gefallen, aber es hält alles Jüngere für einen matten Nachschimmer der goldenen Zeit, wo die weimarischen Firsterne funkelten. Eine gerechtere Nachwelt wird einst das eigenthümlich Schöne und Gute auch in unserer Epoche zu würdigen wissen, und deshalb muß es wenigstens die Kritik schon jetzt laut anerkennen, wo sie es findet.

Ein gewandtes Talent, dem die Weihe des poetischen Genius abgeht, kann zwar bei dem jetzigen Standpunkte unserer Sprache und Literatur viel Blendwerk produciren; aber es giebt dennoch gewisse Kriterien, welche den mit feinerem poetischen Gefühl und ästhetischem Urtheil Begabten stets den wahren Dichter vom geschickten Verkünftler unterscheiden lassen. Wir rechnen dahin Folgendes: 1) Einheit der das Kunstwerk durchdringenden Idee und Harmonie seiner Theile; 2) urkräftige Erzeugung neuer Gedanken und Bilder, selbst bei bekannten Stoffen, wo sich das bloß nachahmende Talent mit dem alten Flitterputz behilft und seine Gemälde musivisch zusammensetzt; 3) Einfachheit, Tiefe und Fülle in

der Ausführung; endlich 4) Brechung einer neuen Bahn in irgend einem Theile oder in irgend einer Beziehung der Dichtkunst, denn das Genie ist seiner Natur nach schöpferisch. — Alles dieß findet sich nun unstreitig bei unserer Dichterin vereinigt, und auch der vorliegende neueste Band ihrer Poesien giebt davon Kunde.

Es zerfällt derselbe in kleinere lyrische Gedichte, welche von Seite 1—48 reichen, und in vier größere Dichtungen, welche den Raum von S. 49—180 füllen. Die ersten sind meist erotische oder Naturgedichte, doch sind auch diese nie rein beschreibend in Matthiassonscher Manier, sondern stets von einer höhern Idee durchhaucht; denn das Psychische ist bei Ida von Hahn immer das vorherrschende, so herrlich ihr auch die Schilderung von Naturscenen gelingt. Auch das kleinste Lied macht davon keine Ausnahme; wir setzen zum Beweis das Herbstlied S. 35 her:

Der Sturmwind tobet wilde
Durch die Gewitternacht,
Verheeret das Gefilde,
Zerstört des Waldes Pracht.

Er heult auf öden Gräften,
Er freisichet um den Thurm,
Er donnert in den Klüften,
Der allgewalt'ge Sturm.

Die Aeolsharf erschüttert
Wehl auch sein wilder Gang,
Doch durch die Saiten zittert
Nur weicher, trüber Klang.

O Aeolsharf im Herzen,
O Poesie, mein Glück!
Von meinen wilden Schmerzen
Halt' süßen Sang zurück!

Von den vier größeren Dichtungen ist die erste „Heloise, ein Fragment“ überschrieben. Es ist dieß eine einzelne Scene aus dem Leben der beiden Liebenden, die uns mit unbeschreiblicher Wahrheit und Anmuth von der Dichterin geschildert wird. Heloise erwartet mit banger Sehnsucht ihren Lehrer Abälard, der zur bestimmten Stunde nicht erschienen ist; endlich kommt er, und in lebensvoll skizzirten Zügen tritt uns das ganze zarte Verhältniß klar entgegen. Wir heben nur zwei Strophen aus, die Heloisens Persönlichkeit beschreiben, um den charakteristischen Malerstyl der Verfasserin zu zeigen, der die Idee durch alles Irdische hindurchschimmern läßt. S. 48 und 49.

Ein schönes, ernstes Mädchen, schwarz gekleidet,
Saß regungslos im tiefen Sessel da,
Ein Zauberbild, von dem kein Auge scheidet
Gleichgilt'gen Blicks! Wer diese Stirne sah, —

Krystallklar, der Seele reiner Spiegel,
 Enthüllend jeglichen Gedankens Flug;
 Die zarte Lippe, welche nie das Siegel
 Der Lüg' und Falschheit und Verstellung trug;
 Die schwarzen Locken, gleich der Thränenweide
 Sich senkend auf des Nackens Silbersee;
 Dieß Lächeln, schwebend zwischen Schmerz und Freude,
 Ein melancholisch Glück, ein süßes Weh
 Verrathend, o, der sucht gespannt das Auge,
 Die Sonne dieser Schönheitswelt, und bebt,
 Wenn sich, wie dunkle Wollen vor dem Hauche
 Der Luft, die schwarze Wimper langsam hebt.

Hier sind nicht jene stereotypen Purpurlippen, jene Lilien und Rosen der Wangen u. s. w., die sich der gewöhnliche Verkünftler nicht entgehen läßt, hier ist jene frische Originalität der Darstellung, wie sie nur dem Genie eigen ist.

Das zweite epische Gedicht, Isleif und Sigrid, behandelt eine skandinavische Sage in dem sehr entsprechenden Metrum des Nibelungenliedes. (S. 59—85.) Der treue Knecht Isleif hat die Liebe des schönen Fräuleins Sigrid erworben, deren Freiheit und Ehre er gegen den räuberischen Dief vertheidigte. Sigrid's sterbender Vater verlobt die Tochter mit dem treuen Isleif, der mit ihr in langer glücklicher Ehe lebt. Doch ein abermaliger Ueberfall bringt beide mit ihren vier schönen Knaben in Dief's Gewalt. Sigrid besteht die härtesten Proben der Treue, welche endlich selbst den grausamen Dief erweichen, der sie wieder mit dem von ihr bereits todtgeglaubten Isleif plötzlich vereinigt. Alles ist mit einer rührenden Einfachheit und beharrlichen Kraft dargestellt, wie es dem altnordischen Stoffe ziemt.

Die dritte Dichtung, Manfred, behandelt in zwei Gesängen die letzte verhängnißvolle Lebensperiode jenes ritterlichen Hohenstaufen, des natürlichen Sohnes Kaiser Friedrichs des 2ten und der schönen Lancia. Nächst dem Prinzen spielt eine junge Saracenin, Gemma, welche ersteren liebt, die Hauptrolle im Epos. Manfred wird vom Zauber dieses holden Wesens, welches in den Künften der Astrologie wohlverfahren ist und ihm seine künftige Königsgröße voraus sagt, innig gefesselt. Nachdem er aber die Krone wirklich erlangt hat, verstoßt er die Geliebte, um sich mit einer fürstlichen Braut zu vermählen. Dieß giebt Veranlassung zu dem Nachbunde Gemma's mit dem Grafen Richardo von Caserta, wodurch Manfred's Untergang herbeigeführt wird. Karl von Anjou, dem der Papst die Krone Apuliens anbietet, bringt in's Land und vereinigt sich mit des Königs heimlichen Feinden, Manfred fällt in der Schlacht bei Benevent, und Gemma, welche seine Leiche auf der Wahlstatt findet, stirbt neben ihm von Schmerz verzehrt. — Die

ganze herrliche Dichtung beweist unverkennbar, daß die Verfasserin auch für das höhere Epos einen entschiedenen Beruf hat. Wir heben bloß eine Stelle aus dem Anfange des zweiten Gesanges aus, um zu zeigen wie die Dichterin selbst vielfach behandelten Stoffen eine neue Seite abzugewinnen weiß. Was ist öfterer besungen worden, als die tyrannische Herrschaft der Zeit, und wie originell sind dennoch folgende Verse: S. 118.

Da ist kein Herz, das freudig für sie schlägt,
 Da ist kein Sinn mit ihr in Harmonie,
 Gespenstische und grauenhafte Züge
 Von Anbeginn man der Tyrannin lieh,
 Die — so wie einst die schaurige Meduse —
 Des Lebens raschen Pulsschlag starr vererzt,
 So daß der Mensch sein Liebste selbst verschmerzt;
 Ja gar mit einem ruhig fremden Grusse
 Vorüberwandelt ach an der Gestalt,
 Für die sein Herz in Flamm' und Blut gewallt! —
 Die in der Brust er trug wie ein Idol,
 Ist ihm ein fremder Göze, kalt und hohl! —

Sind diese Worte nicht zugleich echt weiblich? Das innerste Wesen des Weibes ist Liebe. Was kann aber für die Liebe furchtbarer seyn als die kalte Vererzung des liebenden Herzens!

Die letzte der vier epischen Dichtungen ist: Corona, eine Erzählung. S. 139—180. Die Begebenheit spielt in unserer Zeit; auch ist die Behandlungsweise vollkommen modern, und doch dabei höchst poetisch. Zwei Väter haben eine Convenienzheirath zwischen ihren Kindern gestiftet; die schöne unschuldige Corona wird aus kindlichem Gehorsam die Gattin des kalten Weltmanns Hubert. Umsonst sucht sie sein Herz zu gewinnen: schon am Morgen nach dem Hochzeitstage erklärt er sich offen gegen sie mit den Worten:

— — — „Höre jetzt mich an;
 Des Vaters Wunsch, — das blieb Dir nicht verborgen, —
 Bezeichnete allein mir diese Bahn.
 Nie hätte ich zum Weibe Dich erkoren,
 Doch keine andre auch, des' sey gewiß!
 Ein Narr, der seine Freiheit hat verloren
 Für's nüchtern = schlaffe Eh'stands = Paradies!

Corona verschließt ihren herben Schmerz in die Tiefen ihrer Brust und entfremdet sich immer mehr von ihrem Gatten. Auf einer Reise durch Italien, welche sie mit ihm unternimmt, macht sie die Bekanntschaft des jungen Grafen Dominic, und empfindet bald die heftigste Leidenschaft für ihn, welcher ihr mit glühender Gegenliebe begegnet.

„Und wie an einem Stiel zwei Rosen flammen
 Und sich vereinen in dem süßen Duft,
 Entströmend ihnen, — brannten sie zusammen,
 Und Leidenschaft ward ihre Lebensluft.“ — —

Aber Dominic war keiner dauerhaften Neigung fähig: sein höchstes Streben war auf Macht und Glanz gerichtet. Unerwartet geht er ein Heirathsbündniß mit einer reichen Banquierstochter ein, deren Schätze den Unbemittelten anlocken. Corona, in Verzweiflung gestürzt, verläßt die Welt und tritt in den Orden der barmherzigen Schwestern. Musterhaft erfüllt sie alle Pflichten ihres neuen Standes, doch der Friede kehrt nicht in ihr Herz zurück. Da wird sie einst zur Pflege eines sieberkranken Fremden berufen, in welchem sie ihren Gatten Hubert wiedererkennt. Aus seinen Phantasieen plötzlich erwachend und sein herannahendes Ende fühlend, ruft er sie bei ihrem Namen, und fleht um Vergebung für ihr gemordetes Leben. Corona aber spricht:

„Ich kann es nicht, — doch Dir vergebe Gott!“ —

Die Verfasserin hat in dieser meisterhaften Dichtung gezeigt, daß die Novelle, welche sich bloß für die Prosaform zu eignen scheint, auch der metrischen Behandlung vollkommen fähig ist. Die Darstellung trägt ganz die Färbung unserer neuesten Zeit, aber sie nimmt sich gar hübsch und pikant aus, eben weil man nicht gewohnt ist, in den üblichen Balladen und Romanzen diesen Ton anstimmen zu hören. Möge nur eine kleine Probe zum Schluß hier stehen; eine Freundin erzählt Corona, daß ihr Gatte einer Tänzerin den Hof mache. (S. 149.)

„Nun, alle Welt weiß, daß er in den Schlingen
Rosette's liegt, — das ist nicht neu für Dich —
Doch solchen prächt'gen Schmuck ihr darzubringen,
Der Deiner werth ist, das ist freventlich!
Ich war beim Juwelier, ließ ihn mir zeigen; —
Der schönste Kranz! Die Blätter von Smaragd,
Die Maienglöckchen, — Perlen, die sich neigen
Und aneinander reißen, — süperb gemacht!“

Wie lieblich würd' er Deinen Farben passen,
Und zum Smaragdcollier, das Du schon hast!

Für diese Tänzerin ihn machen lassen! —

Nein, wahrlich, Dein Gemahl ist mir verhaßt, —“

In dieser Weise fließt der Dialog und die Erzählung so leicht und natürlich hin, daß man kaum noch an die Fesseln des Metrums und Reimes denkt. — Wir scheiden von der Dichterin, indem wir unsern Dank für diese neue werthvolle Gabe ihrer Muse und zugleich die Hoffnung aussprechen, daß sie uns noch oft durch ähnliche lebensfrische Werke erfreuen werde.

Ernst von Brunnow.

Deutsche Sprache und Literatur. Von W. Götzinger. Band 1. Abtheilung 1. Stuttgart, bei Hoffmann, 1837.

Daß das hier angezeigte Werk, wovon der erste Theil nun als vollendet vor uns liegt, eine wahre Be-

reicherung auf dem Gebiete deutscher Sprachforschung sey, konnten wir bereits damals versichern, als die erste Abtheilung die Lautlehre mit gründlicher Tiefe erfaßte und auf Gegenstände aufmerksam machte, die in den gewöhnlichen Sprachlehren völlig unbeachtet bleiben. Der würdige Verfasser, der sein rühmliches Streben nach wissenschaftlicher Sprachbildung ohnlängst durch die zweite völlig umgeänderte Auflage seiner deutschen Grammatik bewährt hat, erscheint hier auf einem Standpunkte, wo er das Ganze klar und deutlich überschaut und für Jeden, der mit dem Gewöhnlichen sich nicht befriedigt fühlt, ein kundiger Begleiter wird. Wir stimmen also nicht dem Urtheile derer bei, welche meinen, es sey durch den unermüdeten Fleiß namhafter Forscher bereits Alles gelichtet; vielmehr bestätigt es das vorliegende Werk, wie viel Dunkelheiten es noch aufzuhellen giebt, und wie viel Hypothesen noch bleiben müssen, eben weil das Forschen in der Sprache mit der allmählichen Fortbildung der letztern nicht gleichen Schritt gehalten hat. Eben so wenig theilen wir die Behauptung, daß man die Muttersprache mit der Muttermilch einsauge, daß ein besonderes Studium derselben in den Schulen etwas Unnötiges sey und daß das Lesen und Uebersetzen der griechischen und römischen Schriftsteller den besten Unterricht in der deutschen Sprache gebe. Wohl ist es wahr, daß die Lectüre der Alten das Erlernen der Muttersprache erleichtert und daß der Oberhofprediger Reinhardt sich durch den Demosthenes und andere Muster zum ausgezeichneten Kanzelredner bildete. Aber sey es immerhin, daß eine zusammenhängende Kenntniß vom Baue der einheimischen Sprache, wie der Verfasser richtig bemerkt, für die große Mehrzahl etwas Unnötiges bleibe; gewiß wird sie von dem gefordert, der, ohne dem eigentlichen Gelehrtenstande anzugehören, sich einer wissenschaftlichen Bildung rühmt. Es ist und bleibt dieses Studium eins der vorzüglichsten Mittel geistiger Gymnastik. Ein geordnetes Denken; ein fester Hinblick auf Materie und Form; ein leichteres Verstehen der Werke deutscher Beredsamkeit; eine lehrreiche Vergleichung des jetzigen und früheren Standpunktes der Cultur, welche das Volk einnahm, zu dem er gehört; eine größere Gewandtheit in der schriftlichen Gedankendarstellung; endlich eine verständige Würdigung fremder Sprachen — das sind die belohnenden Früchte, womit sich Jeder beschenken sieht, welcher die Mühe nicht scheut, in die Gebilde seiner Muttersprache einen tiefen Blick zu werfen. Und in der That, hierzu finden wir in diesem Buche die beste Veranlassung, wo in drei Abtheilungen von den Wortarten, von der Wortbiegung und von der Wort-

bildung gehandelt wird. Jedoch würde man sich sehr irren, wollte man die Anfangsgründe abgehandelt sehen. Denn so sorgfältig auch der Verfasser seinen Stoff in die einfachsten Elemente auflöst und eben dadurch dem elementarischen Wissen Gehalt und Gründlichkeit giebt, so hat er doch bezüglich der Materie und ihres Umfangs, der Form und ihrer Auffassungsweise eine Stellung angenommen, die nur demjenigen zugänglich bleibt, welcher die wissenschaftliche Tendenz einer literarischen Arbeit zu würdigen versteht.

Das Wort ist dem Verfasser die Hülle und sprachliche Form der Vorstellung, und es läßt sich dasselbe auf wenige, immer wiederkehrende Hauptformen zurückführen, die man Redetheile oder Wortarten nennt. Hier erscheint uns aber der Begriff des Nennens und des Behauptens als der vorzüglichste. Jener drückt sich im Hauptworte, dieser im Zeitworte aus, welches darum das Verbum, das Wort vorzugsweise genannt wird, weil es den Gedanken zu einer vollständigen geistigen Anschauung ausprägt. Die wirkliche Erscheinung bedarf ferner einer Beilegung oder des Adjectivs, das allerdings auch benennt, aber von dem Hauptnennworte unterschieden werden muß und daher unter dem Namen des Beinenwortes oder Beiwortes erscheint. Jenachdem die einzelne Erscheinung bloß angedeutet und darauf hingewiesen, oder gezählt, geordnet oder gemessen wird, tritt das Für- und Zahlwort in die Gliederreihe des Satzes. Das Adverb setzt sich als unveränderliche Form fest und kündigt sich als gangbare Biegungs- und Beziehungsform des Nennens, Beilegens, Deutens und Zählens an. Die Präpositionen ordnen das Genannte, und die Verbindungswörter des Satzes ordnen das Behauptete. Den reichsten Inhalt schließen die Interjectionen oder Füllwörter in sich, ohne eine bestimmt ausgeprägte Form zu haben. Daß der Verfasser in seiner Darstellungsweise durch philosophische Schärfe der Leser nachdenken reize, geht aus der Tendenz der Schrift selbst hervor, die nicht für die Jugend und die Schulform, sondern für solche berechnet ist, denen ein wissenschaftlicher Sinn inwohnt. So heißt es z. B. von dem Verbum: „Seinem Inhalte nach bezeichnet es die Erscheinung des Lebens. Sowie die Sprache alles Vorhandene auffaßt unter der Vorstellung des Lebendigen, so betrachtet sie auch in der Regel das vom Subjecte Behauptete als eine Thätigkeit oder als ein Leiden desselben, kurz als Thatsache des Subjects. Diese Vorstellung der Thätigkeit, die im Verbum liegt, tritt aber unter mehreren Formen auf. In dem intransitiven

Verbum liegt bloß die Vorstellung einer Thätigkeit an sich; bei dem transitiven verbindet sich damit die Vorstellung der Anwendung auf ein Object. Die Vorstellung des thätigen Seyns giebt sich im Neutrum oder Zustandsworte kund; die Vorstellung des Werdens bei dem Inceptiv- oder Uebergangs-Verbum. Die Transitive stellen die Anwendung der Thätigkeit in Bezug auf ein Object dar. Bei dem Factitiv zeigt sich die Thätigkeit des Subjects am Objecte wirksam und verändert dessen Zustand völlig, indem es dasselbe ebenfalls in Thätigkeit setzt. Das Passiv macht den Gegenstand zum Subject der Behauptung, das aber nicht mehr als verrichtend, sondern als der Verrichtung unterworfen erscheint. Bei dem Mittelverbum fallen Subject und Object im Begriffe zusammen, so daß das Subject zugleich als der verrichtende Theil und als der, auf welchen gewirkt wird, betrachtet werden muß.“ So abstrakt nun auch derartige Erklärungen auftreten, so führen gleichwohl theils die Bemerkungen, welche die Sache von mehreren Seiten auffassen, theils die anziehenden Beispiele, die aus den geistreichsten Classikern Deutschlands entlehnt sind, zu einem sichern Verständniß des gegebenen Gegenstandes. Um die gemeine Sprechart vieler Provinzen zu charakterisiren, wonach man die active Behauptung durch das allgemeine Verbum: thun ausdrückt, steht das witzige Epigramm des 1664 verstorbenen Andreas Gryphius am passenden Orte:

Du thust der Deutschen Noth, du thust den Krieg
beschreiben;
Du thust die lange Zeit mit Lesem oft vertreiben,
Und was du dichten thust, thust du den Freunden weisen,
Die thun, was du gethan, mit langen Reimen preisen;
Die sagen, daß du thust berühmte Bücher machen.
Wenn wir die lesen thun, thun wir unmäßig lachen.
Warum? Dieweil dein Thun, wenn wir es recht betrachten,
Ob du gleich Alles thust, vor ungethan zu achten.

Eines Auszuges ist das vorliegende Werk nicht fähig, so gern wir uns auch über des Verfassers Ansichten vom Adverb, über die feinen Unterschiede bezüglich des Conjectivs, und über die Wortbildung und deren Bedeutsamkeit verbreiten möchten. Jemehr wir den philosophischen Geist ehren, welcher in dem Ganzen weht und selbst das Chaos nicht ohne befriedigende Auflösung behandelt; je höher wir die Bescheidenheit stellen, die bei allem Forschen den Stein der Weisen nicht gefunden zu haben vermeint, sondern vielmehr den fremden Fleiß gebührend würdigt: desto aufrichtiger ist nicht bloß der Dank, den wir der Mühe des Herausgebers hiermit öffentlich

gollen, sondern auch der Wunsch, daß die Fortsetzung und Vollendung dieses Werkes durch keine Hindernisse aufgehalten werden möge.

Der lateinische Selbstlehrer, oder das erste Buch von Virgils Aeneide, wortgetreu übersetzt und kurz erklärt für erwachsene Anfänger vom Schullehrer des 19ten Jahrhunderts. Heft 1. Stuttgart, bei Brodshag, 1837.

Eben desselben zweites Heft, das zweite Buch von Virgils Aeneide enthaltend.

Um die Leser auf den Standpunkt zu stellen, von welchem aus sie ein richtiges Urtheil über die hier genannte Schrift sich zu bilden vermögen, lassen wir den Verfasser selbst sprechen, da derselbe sich über den Zweck seiner Arbeit erklärt und durch die Art und Weise, wie er denselben zu erreichen sucht, am besten nachweist, in wie weit man sich mit seinen Ansichten einverstanden erklären könne oder nicht.

Nachdem in der Vorrede der Werth des Virgilischen Heldengebichts in sprachlicher, philosophischer und sittlicher Beziehung gerühmt und gesagt worden ist, daß die Aeneide für Knaben nicht geschrieben sey und daß es dem Verfasser sehr wehe gethan habe, seine Zeit auf Präparation, Lectio und Repetition verwenden zu müssen; so spricht er den herzlichen Wunsch aus, die Aeneide möge nicht ganz ungelesen bleiben, um die Mittel der wahren und gründlichen Menschenbildung nicht zu schmälern. Er denkt sich junge Lehrer, die ihr wenig Latein gern vermehrten, junge Studirende, die im Sprachunterrichte zurückblieben und Geschäftsmänner, die ihr Latein wieder ausschwiigten. Um nun diesen allen ein leichtes Verständniß des immer bewunderten Dichters zu bereiten und sie zu weiterer Ausbildung in der klassischen Literatur einzuladen, hat der ungenannte Herausgeber sein Buch drucken lassen. Die Anforderungen, welche er an seine Leser machte, sind außerordentlich bescheiden; denn er setzt weiter nichts voraus, als einige Kenntniß der Anfangsgründe der lateinischen Sprache, wie sie in den leichtesten Exempelbüchern der Kindheit geboten werden; daneben aber eine gute Kenntniß der Muttersprache und den festen Vorsatz, sich der Sprache und der Kunst des Dichters zu bemächtigen. Auf diesem Wege werden die Jünger dieser Schule es dahin bringen, daß sie die „im erträglichen Deutsch“ gegebene wörtliche Uebersetzung in das Lateinische übertragen. Die Vortheile dieses Verfahrens sind, nach des Verfassers Ueberzeugung, mannichfaltig und groß. Das mühsame Auffuchen der Wörter,

diese geisttödtende Qual junger Lateiner, ist beseitigt; jeder Casus, jedes Tempus, jede Rection fällt sogleich in die Augen; jede abweichende Construction wird entweder aus der Uebersetzung oder aus der beigefügten Erklärung erkannt. Welch angenehmes, geistbildendes Geschäft, — so hört man weiter — die verschiedenen Bedeutungen des Wortes aus dem Zusammenhange selbst zu erfahren, abzuleiten und mit der Grundbedeutung zu vereinigen!

Wenn nun der Herausgeber vor Pädagogen gerechtfertigt zu erscheinen glaubt, so sieht er doch voraus, daß die, in der alten Schule klassisch gebildeten Kritiker Vieles aussetzen und bald das gezwungene Deutsch tadeln, bald zu viele, bald zu wenige Anmerkungen finden werden. Aber schwerlich werden sie es dahin bringen, daß der Verfasser nicht noch einige Hefte vom Virgil, dann eben so viele „im Griechischen Selbstlehrer“ von Homers Iliade, und endlich einige aus dem Französischen nachfolgen lassen sollte.

Zuletzt feiert der Uebersetzer im prophetischen Geiste den Triumph, die Volksschule werde sich hoffentlich bald aus ihrem Schlummer erheben, die Realschule werde über die lateinische siegen und dadurch für die philologische Bildung einen festern Grund legen, als das bisherige Lustgebäude des kindischen Formalismus.

Welche Ansichten der Autor von einem verständigen Lesen der Aeneide sich gebildet habe, fällt schwer zu errathen. Was ist ein junger Lehrer, der sein wenig Latein gern vermehren möchte? Was ist ein junger Studirender, der im Sprachunterrichte zurückblieb? Welcher Geschäftsmann, der sein Latein ausschwiigte, kann auf dem hier betretenen Wege zum leichten Verständniß des immer bewunderten Dichters kommen?

Doch diesen Weg müssen wir eben noch zeigen, damit die Kritiker weniger zürnen. Zuerst lernt der Leser das Scandiren, und dazu erhält er eine Anweisung in drei deutschen Hexametern. Hierauf folgen allgemeine und besondere Regeln für die lateinische Prosodie. Sofort geht es zur Uebersetzung, und zwar nach des Verfassers eigenen Worten in einem erträglichen Deutsch. Diese Version lautet wie folgt:

Waffen (Kriege) und den Mann besinge ich, welcher
zuerst von den Küsten Troja's
Nach Italien vom Schicksal flüchtig (verjagt) zu den la-
vinischen Ufern kam.
Viel (wurde er) in Ländern und im hohen (Meere) (her-
um) geworfen
Durch Gewalt der Obern (Götter) wegen des langden-
kenden Zorns der grausamen Juno.
Vieles auch durch Krieg erlebt, bis er baute die Stadt.

Und hineintrag (brachte) Götter in Latium, woher das lateinische Geschlecht (Volk)
Und die albanischen Väter und des hohen Roms Mauern.

Referent konnte darauf unmöglich einen lateinischen Vers machen, so sehr er auch bei dem Mißlingen der Hexameter an das: Quos ego dachte. Selbst die philologischen Bemerkungen, z. B. daß Superum der Genit. plur. ist und statt Superiorum steht; daß passus est heißt: er hat gelitten; daß repostum steht für repositum, von pono, posui, positum, und, setzen, legen, stellen; daß Divum soviel ist als: Divorum; daß das

Relativum qui, quae, quod oft am Anfang einer Periode statt des Demonstrativum, hic, haec, hoc gesetzt wird, — selbst diese geistvollen Adnotationes ließen ihn Virgils Geist nicht ahnen.

Daß auf diese Weise die Realschule über die lateinische siegen werde, steht sehr zu bezweifeln. Indes, der Verfasser will, trotz aller Gegenbemerkungen der Kritiker, sich nicht irre machen lassen, und wir wollen ihm seinen Muth nicht benehmen. Allein er möchte, wollten wir kritisiren, uns zürnen. Drum brechen wir ab, und zwar memorem Scriptoris ob iram. D. L.

Entscheidung über die Ertheilung des Preises für die beste unter den im Telegraphen zur Preisbewerbung abgedruckten Novellen.

Herr Johann Ludwig Deinhardstein, k. k. wirkl. Regierungsrath, Vicedirector des k. k. Hofburgtheaters und Ritter mehrer Orden,

Herr Professor M. Enk, und

Herr Ignaz Feittelek (Verfasser des „ästhetischen Lexikons“)

waren so gütig, das Schiedsrichteramt aus besonderer Gefälligkeit für die Redaction zu übernehmen. Ihr Ausspruch lautet:

1.

Von den mir zur Beurtheilung vorgelegten, im Wiener „Telegraphen“ abgedruckten Novellen, halte ich die von C. von Wachsmann: „Der Wärringer,“ als das künstlerisch-abgerundete Werk eines Mannes von vielseitiger Bildung, von Geschmack und nicht gewöhnlicher Menschen- und Geschichtskennntniß, für die preiswürdigste.

Deinhardstein.

2.

Unter den zur Preisbewerbung bestimmten Novellen scheinen mir: „Der Wärringer,“ und: „Was führt zum Lichte?“ den meisten Anspruch auf den Preis zu haben; jene durch Originalität und Keckheit, mit welcher sie die sonst schon vielfach benutzte historische Anekdote behandelt; diese, mit welcher sie eine gehaltvolle Idee poetisch durchführt. Es ist in der That schwer, sich zwischen diesen beiden Dichtungen zu entscheiden, und um keiner derselben zu nahe zu treten, würde es, nach meiner Meinung, am besten gethan seyn, den Preis zu theilen. Der willkommenste Preis ist dem Dichter ohnedieß jederzeit die Anerkennung seiner Leistung.

M. Enk.

3.

Unter den in dieser Zeitschrift zur Preisbewerbung abgedruckten 14 Novellen ist, nach meinem Dafürhalten: „Der Wärringer,“ von C. von Wachsmann, am vorzüglichsten, da diese Erzählung, wenn auch nicht, streng genommen, Novelle, doch auf historischer, ja, welthistorischer Grundlage beruht, dadurch hohes Interesse erregt; die Charakteristik, besonders die des Kaisers Constantin, scharf gehalten, der Styl edel und nicht gespreizt, das Colorit der Zeit lebendig, oft dramatisch, mitunter sogar etwas Quellenstudium, auch Anflug von Humor und glücklich gebrauchte Ironie sichtbar ist; — wiewohl der große Stoff gar zu episodisch behandelt wurde und die Schilderung der damaligen religiösen Zustände gebriecht.

Ignaz Feittelek.

Der ausgesetzte Preis von 30 Ducaten wurde demnach durch Stimmenmehrheit der in den Nummern 138 bis 155, vom Jahre 1836, im „Telegraphen“ abgedruckten Novelle:

Der Wärringer, von C. von Wachsmann, zuerkannt, und selber dem Verfasser zugemittelt.

Zugleich machen wir bekannt, daß für den Jahrgang 1838 neue Preise ausgesetzt werden sollen.

Wien.

Die Redaction des Telegraphen.